

DAVID HÖNER



Kochen ist Politik



WESTEND

Warum ich in den
Dschungel gehen musste, um Rezepte
für den Frieden zu finden

W E S T E N D

DAVID HÖNER

Kochen ist Politik

Warum ich in den Dschungel
gehen musste, um Rezepte
für den Frieden zu finden

WESTEND

Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.westendverlag.de

Mehr zu den Projekten der Cuisine sans frontières:

www.cuisinesansfrontieres.ch

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-86489-264-6

© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2019

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Satz: Publikations Atelier, Dreieich

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

Inhalt

1	Wo das weiße Pulver wächst	9
2	Die Crux mit der Gemeinnützigkeit	20
3	Besuch in Anderswo	31
4	San Josecito oder die Abwesenheit des Friedens	42
5	Der »Kitchen Battle«	52
6	Honig, Seide und Kamele	62
7	Afrika ist anders	72
8	Der Kochherd	85
9	Alltag im Niemandsland	97
10	Afrikanische Partner	107
11	Calabash putzt sich auf	117
12	Das Lied von der Schildkröte	127
13	Vereinsleben	138

14	Der Missionar vom Río Napo	149
15	Das Schiff	160
16	Flussabwärts	165
17	Der erste Kurs	174
18	Große und kleine Politik	186
19	Das untergehende und das erarbeitete Paradies	194
20	Vom Wilden und vom Zivilisierten	205
21	Ein Tag im Leben von Padre Goldaraz	217
22	Touristen und andere Volontäre	228
23	Die großen Pläne	237
24	Das Haus am Fluss	247
25	Entwicklung und Konsolidierung	255
26	Entwicklungszusammenarbeit für wen?	264
27	Heute und Morgen	275
28	Kochen ist Politik	286
	Schlusswort	298

Für Iris Disse

1 Wo das weiße Pulver wächst

Strumpfhosen mit Herzen ... Wer den Ton angibt ... Da gibt es nichts zu sehen ... Leere blaue Plastikfässer ... Sie wird mir wohl sterben ... Da lag er dann ... Gott aus den Händen gefallen.

Die Dame ist eine amerikanische Dame. Sie heißt Kristie Kenney. Klingt ein bisschen nach Hillbilly, oder? Jetzt, im Februar 2003, ist sie auf jeden Fall die Botschafterin der Vereinigten Staaten von Amerika in Ecuador. Was auch in Amerika liegt. Und weil gerade Valentinstag ist, trägt sie zum hellgrauen Deux-Pièces schwarze Strumpfhosen mit Dutzenden von daumennagelgroßen Herzchen, kleinen Valentinsherzen zur Pflege der Freundschaft. Sonst nichts Auffälliges. Schlank, mittelgroß, ein teurer Kurzhaarschnitt, blond. Dezenter Schmuck, die gepflegten Fingernägel farblich abgestimmt auf die Strumpfherzen und den Lippenstift. Hellgraue Augen, die nicht mitlächeln, wenn Kristie Kenney die Mundwinkel zum professionellen »Pleased to meet you« anhebt. Wir dürfen uns setzen. Und die Kamera aufstellen.

Wir, das sind Iris Disse und ich im Auftrag einer politischen Nachrichtensendung des Schweizer Fernsehens. Es geht um die Kokainbekämpfung in Kolumbien, die Auswirkungen des militärischen Hilfsprogrammes der USA, des »Plan Colombia«, und den Krieg gegen die Drogen, der gerade rasant Anlauf nimmt und das Übel, den Drogenhandel, an der Wurzel, dem Kokainanbau, anpackt. So sitzen wir hier im Jahre 2003 und fragen nach den im US-Auftrag agie-

renden Söldnern der DynCorps, die den Dschungel im kolumbianischen Putumayo und entlang der ecuadorianischen Grenze mit einem chemischen Kampfstoff namens »Agent Green« besprühen. Sie druckst herum, verharmlost und vernebelt die Informationslage. Etwa 20 Minuten dauert das Gespräch. Wir werden hinausbegleitet von großen ernsten Männern. Und stehen wieder draußen vor der schwerbewachten US-Botschaft im Herzen Quitos.

»Happy Valentine.«

Ein paar Tage später sind wir im Grenzgebiet unterwegs. Genauer: am Rio San Miguel, der die ecuadorianische Provinz Sucumbíos von dem kolumbianischen Departement Putumayo trennt. Ein brauner Dschungelfluss im Regenwald. In den Dörfern und Marktflecken scheppern morgens um elf kolumbianische Cumbias und die Corridos der mexikanischen »Tigres del norte« aus großen lauten Boxen:

»Soy el jefe de jefes señores
me respetan a todos niveles
y mi nombre y mi fotografia
nunca van a mirar en papeles
por que a mi el periodista me quiere
y si no mi amistad se la pierde.«

»Ich bin der Boss der Bosse, Gentlemen
Sie respektieren mich auf allen Ebenen
Und meinen Namen und mein Foto
werden sie nie in Zeitungen sehen
Weil der Reporter mich liebt
Und wenn nicht, ist meine Freundschaft verloren.«

Besser nicht hinhören. Die Musik der Schmuggler, der Narcos, die hier den Ton angeben. Wir werden begleitet von Soldaten der Dschungelbrigaden, die uns, die Gewehre im Anschlag, wie Hir-

tenhunde umkreisen. Als offizielles Reporterteam werden wir nicht aus den Augen gelassen. Man hat uns herumgefahren, wir haben mit Grenzbewohnern gesprochen, Polizisten und Soldaten interviewt, mit Bauern geredet, mit Ärzten, mit Missionaren. Wir sind auf der Suche nach jemandem, der uns auf die andere Seite des Flusses begleitet. Aber wer hier den Fluss überquert, nimmt keine Journalisten mit.

Das Putumayo war einige Monate zuvor noch fest in den Händen der FARC, der kolumbianischen Guerilla. Álvaro Uribe, ein Vertreter der kolumbianischen Oberschicht, Sohn eines Großgrundbesitzers aus der Provinz Antioquia, sitzt seit einem Jahr im Präsidentenpalast in Bogotá. Er hat der Guerilla ihr baldiges Ende angedroht. Mit Hilfe der Armee und paramilitärischer Verbände will er den Rebellen den Garaus machen. Die »Paras« der »Autodefensas Unidas de Colombia«, die mit Álvaro Uribe kooperieren, sind ihrerseits tief in den Drogenhandel verstrickt. So tanzen nun die verschiedenen Interessengruppen im Putumayo einen blutigen Reigen um den Drogenmarkt. Da steht auch die Guerilla nicht zurück, irgendwer muss ja das Geld besorgen, um Waffen, Gummistiefel und die tägliche Portion Reis zu kaufen, irgendwoher muss es kommen. Der Krieg gegen die Drogen, finanziert von den Steuerzahlern der USA, schwemmt zusätzliche Millionen ins Land. Sicher nicht in die Taschen der Campesinos, die das Kokain produzieren, das ihnen für wenig Geld von den Zwischenhändlern der verschiedenen Gruppen abgekauft wird.

Wir stehen auf dem Vorplatz eines bescheidenen Hauses. Hühner laufen herum, picken an den Maiskolben, die zum Trocknen auf dem betonierten Boden unter der Veranda liegen. Verwaschene Kinderkleider hängen an einem Draht, ein Hund liegt im Schatten. Greifbare Armut. Wir sind einem Hinweis gefolgt, jemand hat uns gesagt, der Bauer habe ein Kanu und könne uns unbemerkt hinüberbringen. Seine Frau ist abweisend: Er ist nicht da. Wenn es denn sein muss, können Sie warten. Dann lässt sie uns stehen. Willkommen sind wir nicht. Wir setzen uns auf herumliegende Holzstrünke.

Warten. Nach einer guten Weile kommt er, ein Mann in den Dreißigern. Santiago ist hager, hat tiefe Furchen im Gesicht. Niemand bittet uns ins Haus, wir hocken draußen auf den Strünken. Warum wir denn da hin wollten? Da gibt es nichts zu sehen. Doch die Aussicht auf ein paar Dollar hält ihn davon ab, uns einfach wegzuschicken. Ja, natürlich würde er Leute kennen, es seien schließlich Nachbarn, man würde ihnen helfen, etwas zu essen bringen manchmal. Nein, über Nacht bliebe er nicht, zu gefährlich. Aber er kenne eine Frau, die mit dem Sohn alleine den Hof führe. Der Mann sei tot, vor kurzem umgekommen. Es gehe ihr schlecht. Ob wir ihr etwas geben würden? Man könne am frühen Morgen hinfahren und vor Einbruch der Dunkelheit wieder zurück sein. Seine Frau ist nicht begeistert, will nicht, dass er mit uns geht. Die Aussicht auf ein kleines Geschäft lässt sie jedoch einwilligen. Am Ende werden wir uns einig. Morgen also, um fünf Uhr bei ihm.

In der Nacht vor diesem Ausflug denken wir nach. Schließlich haben Iris und ich einen 13jährigen Sohn zu Hause. Soll nur einer von uns beiden auf die andere Seite des Flusses? Aber wir sind ein Team, der Auftrag aus der Schweiz ist uns wichtig. Als politische Journalisten haben wir bisher nicht gearbeitet. Kriegskorrespondenten sind wir so oder so nicht, wollen es auch nicht werden. Aber diese Doku, ja: Wir wollen die Ungerechtigkeit in dieser Welt aufzeigen, wollen aufrütteln. Etwas tun. Einiges Material haben wir bereits, es fehlt die Stimme aus dem Putumayo. Die Stimme derer aus dem Anbaugebiet des Kokains.

In der Morgendämmerung erwacht der Dschungel mit Tausenden von Stimmen. Ein in die Tiefe gestaffelter Geräuschteppich, das Schreien von Affen weit weg, ganz nah das Sirren und Brummen der Insekten, melodische Vogelstimmen begrüßen den Tag. Santiago hat mit unserem Geld eingekauft. Geschenke für die Frau, Reis, Öl, Waschpulver, Salz, Gummistiefel. Auch wir tragen Gummistiefel, viel Gepäck haben wir nicht: die Kamera, etwas Trinkwasser und Schreibzeug. Das Kanu ist nur etwa vier Meter lang, schmale Balken, um sich hinzusetzen. In den morgendlich dunklen

Regenwald gleiten wir auf einem kleinen Nebenfluss. Mit tuckern-dem Außenbordmotor. Die Fahrrinne ist eng, man duckt sich unter gestürzten Bäumen, weicht hin und her zwischen herabhängenden Ästen. Wo sich das Wasser weitet, weitet es sich zum Sumpf. Nach einer halben Stunde habe ich keine Orientierung mehr. Niemand spricht. Iris und ich tauschen Blicke. Es ist gut, nicht allein zu sein. Es wird wärmer, die Uferböschung dampft, Sonnenstrahlen zeichnen Streifen in die von Myriaden von Insekten bevölkerte Luft. Niemand spricht. Nach geschätzten anderthalb Stunden sind wir am Ziel. Santiago befestigt das Kanu an einer Anlegestelle, die nur durch ein paar in den Lehm gehauene Stufen in der hohen Uferböschung zu erkennen ist. Er steigt aus dem schwankenden Kanu, nimmt den Sack mit den Mitbringseln und steigt die Stufen hinauf. Er will schauen, ob jemand da ist, bevor er uns ruft.

Das Haus, in dem Miriam und ihre Kinder wohnen, ist nicht klein. Aus Baumstämmen und Bambus erbaut, steht es auf hohen Pfählen am Rand eines gerodeten, unbefestigten Hofes. Unter dem Haus kratzen ein paar Hühner in Küchenabfall und vor allem im Staub, liegen leere blaue Plastikfässer und allerlei landwirtschaftliches Werkzeug, Hacken, Spaten, Rechen. Dort sind auch zwei Esel angebunden, sie stehen schläfrig im Schatten. Die Besitzerin der Finca empfängt uns auf der Veranda. Sie trägt ein wenige Monate altes Baby in einem Schultertuch. Neben ihr der älteste Sohn im verwaschenen löchrigen T-Shirt, gerade mal 16 Jahre alt, doch mit dem Gesicht eines erwachsenen Mannes: Javier. Im Hintergrund wuseln im Halbdunkel zwei scheue Mädchen herum, auch ein Mann sitzt da. »Mein Bruder«, sagt Miriam. Er ist einarmig, begrüßt uns nicht. Fremden kann man nicht trauen.

Die Hausherrin schickt uns mit dem Sohn hinaus ins Feld. Dorthin, wo vor drei Monaten Flugzeuge eine Welkschneise in den Dschungel gespritzt haben. Braune, verfaulte Pflanzen, die nur teilweise als Cocasträucher auszumachen sind, über die Länge und Breite von zwei Fußballfeldern. Gerade noch erkennbar sind auch zwei verrottete Maisfelder, tote Yucca- und Bananenstauden. Hohe

entlaubte Dschungelbäume säumen das besprühte Gebiet. Es riecht muffig, nach feuchtem Moder, brackigen Pfützen. Moskitos gibt es keine. Weggesprüht.

Sie hätten nicht so viel Land, die Lebensmittel seien nur zum eigenen Gebrauch angepflanzt worden. Das Coca, er zuckt mit den Achseln, das Coca zum Verkauf. Er zeigt uns ein Treibhausbeet am Rande des zerstörten Bodens. Dort sprießen bereits wieder Schößlinge des Cocastrauchs. In diesem Boden wachse nichts mehr – außer der zähen Drogenpflanze. Ich frage mich, ob der Konsument in Europa weiß, was er sich da für ein Gift in die Nase zieht. Von Bio-Kokain keine Rede. Man habe jetzt neue Flächen im Dschungel gerodet, neue Bananen und Yucca eingepflanzt. Die Gewächse aber würden kränkeln und der Mais eingehen, bevor er wadenhoch gewachsen sei. Ob er wisse, was man da gesprüht habe, fragen wir Javier. Nein, er weiß es nicht. Ob hier nun die klebrige Mischung von Glyphosaten, die unter dem Namen »Roundup Ultra« vom Militär verwendet wird oder ob der als Biowaffe geächtete Welkpilz »Agent Green« eingesetzt wurde, ist unbekannt. »Agent Green« nachzuweisen, ist kompliziert, das geht nur in teuren Labors. Umweltaktivisten bekommen dort keinen Rabatt.

Jetzt stapfen wir über schwer begehbaren, holprigen oder sumpfigen Boden, mitten durch ein unzerstörtes Cocafeld, das bereits zum Teil abgeerntet ist. Die schlanken Stauden treiben fleißig neue Sprossen. »Davon leben wir«, meint Javier. Er weiß, was wir wissen wollen. Als er mit uns über schlammige schmale Fußwege zurück zum Haus geht, erklärt er den Ablauf: »Ich und meine Schwestern zupfen die Blätter ab und bringen sie auf den Hof. Dann legen wir sie auf Tüchern in die Sonne. Die Blätter müssen angetrocknet sein, um in unserer Werkstatt verarbeitet zu werden. Die zerhackten Cocablätter werden mit Zement vermischt und mit Schwefelsäure und Benzin verkocht. So entsteht die Paste, die ich, wie früher mein Vater, auf den fünf Stunden entfernten Markt bringe. Dort verkaufe ich es an die Ankäufer.« Er weiß natürlich, dass das alles illegal und gefährlich ist. Trotz klingt aus seiner Stimme: »Wenn ich

beide Esel mit getrocknetem Mais beladen würde, den ich gar nicht habe, weil wir selbst etwas zu essen brauchen, verdienen wir kein Zehntel dessen, was uns ein Kilo Cocapaste bringt. So kann ich auf dem Esel sitzen und bin am gleichen Tag wieder zurück. Wir sind arm. Keiner will uns unsere Arbeit bezahlen.«

Wir kommen zu einer nach warmem Teer riechenden Straße voller Risse und Schlaglöcher. Als wir dort stehenbleiben und uns umsehen wollen, winkt uns Javier weiter. »An der Straße ist es gefährlich, wer weiß, wer kommt.« »Wer benutzt denn die Straße?« »Die Petroleros ... und die Paras.« Jetzt sehen wir die rostbraunen dicken Rohre, die sich neben der Straße ins Endlose winden. Javier geht auf den Pfad zurück. Wir mit ihm. »Woher hast du eigentlich die Zutaten für die Paste?« »Bring ich mit den Eseln vom Markt. Es braucht nicht viel und es kostet nichts. Manchmal bringen es Leute auf den Hof. Die Ankäufer geben es mir mit.« »Wer sind denn die Ankäufer?« Er zuckt die Schultern. »Da gibt es einige, es sind nicht immer die Gleichen. Es ist nicht kompliziert, es gibt immer Ankäufer.« »Und die Polizei?« »Ich habe noch nie einen Polizisten auf dem Markt gesehen.« »Können wir dich begleiten?« »Lieber nicht, man mag dort keine Fremden.«

Wir sitzen auf der Veranda, trinken Wasser. Miriam mit dem Baby, das leise quengelt. Sie gibt ihm einen Fetzen Stoff, in Zuckerwasser getaucht, damit es daran nuckelt. »Wir haben nichts. Morgen geht der Junge wieder auf den Markt. Ich habe immer Angst um ihn, aber ich kann hier nicht weg. Schau, die Kleine«, sie hebt das winzige magere Kleinkind etwas an, »ach ... sie wird mir wohl sterben. Ich habe keine Milch, wegen der Angst. Und wir haben nichts zu essen, nur die Sachen, die bei uns wachsen ... Ihr habt es ja gesehen, gesund sind sie nicht, unsere Sachen, das ist doch alles vergiftet. Dann kommen sie wieder und fliegen mit ihren kleinen Spritzflugzeugen. Aber du musst nicht denken, sie kommen allein, sie kommen mit Helikoptern, weil sie Angst haben, dass die Guerrilla sie abschießt. Die Helikopter kreisen immer um sie herum und feuern auf jeden, der draußen ist. Aber wir sind im Haus und ver-

stecken uns. Wenn man mit dem Gift bespritzt wird, ist alles klebrig, und es gibt Ausschläge auf der Haut, Atembeschwerden, Fieber. Man müsste sich mit viel Wasser und guter Seife waschen. Aber wie, wenn nichts da ist. Im Fluss schwimmt das Zeug auch herum. Es treibt auf der Oberfläche.« »Wisst ihr, wann die Flugzeuge kommen?« »Manchmal kommt jemand und sagt: Morgen kommen sie, bleibt im Haus.« »Und wer ist dieser Jemand?« »Ich weiß es nicht, jemand eben ... am Markt wissen sie es auch.«

Miriam spricht, ohne große Gefühle zu zeigen. Sie ist hager, doch man erkennt noch die untersetzte, kräftige Landfrauengestalt. Das Baumwollkleid mit seinen bunten Blumen ist ihr zu groß geworden. Die schwarzen langen Haare hat sie zurückgebunden. Sie will erzählen. Wir sollen alles wissen, die Welt soll es wissen, wenn die Welt es weiß, wird vielleicht jemand kommen und alles wird gut.

»Die Finca war früher sehr schön. Wir hatten sogar zwei Kühe ... Milch genug ... manchmal sogar ein Schwein. Die Tiere sind dann alle hier gewesen. Wir haben sie gut gefüttert. Manchmal sogar Heu gekauft. Coca haben wir erst angebaut, als man uns die Setzlinge gebracht hat. Gutes Geld hat man uns versprochen. Wahr ist es ja, das Coca zahlt sich aus. Es ist die einzige Einkommensquelle. Schule? ... Wer soll denn hier unterrichten ... und wo? Früher gab es sogar einen Schulbus, jetzt nicht mehr. Keiner will hier herumfahren ... und ich würde die Kinder gar nicht mitgeben ... Wer weiß, was passiert. Nein, seit die Guerilla weg ist, ist alles noch schlimmer geworden. Die sind auf den Hof gekommen, waren freundlich, haben bezahlt für ein gebratenes Huhn, haben gefragt, ob sie Wasser aus dem Brunnen schöpfen dürfen. Ich hatte nie Probleme mit den Guerilleros. Aber sie sind weg. Die Schwarzhemden haben sie vertrieben, so wie sie uns vertreiben wollen.« Ihr kommen Tränen. »Ich bin noch jung, noch keine vierzig, ich habe die Kinder. Ach, mein Großer!« Sie nimmt Javiers Hand, der schweigend neben ihr sitzt. »Meinen Mann haben sie mir erschossen ... gleich hier auf dem Platz ... Männer sind gekommen, ich weiß nicht mal, wie viele ... vor zwei Wochen, am frühen Morgen. Er hörte jemanden sprechen, ging die Treppe

hinunter. Ich hörte nur, wie es knallte. Ich habe keine Ahnung, wer es war. Oder warum. Da lag er dann. Wir haben ihn begraben ... da hinten ...« Sie zeigt mit dem Kinn zum Waldrand.

»Wieso geht ihr nicht weg?«

»Wohin denn? Hier ist mein Zuhause, hier gehört mir und den Kindern das bisschen Land. Meine Schwester wohnt nicht weit von hier. Die haben auch nichts. Ist schon lange her, seit ich sie gesehen habe. Wer weiß, wie's ihr geht? Ich verlasse das Haus nicht, gerade gehe ich mal auf die Felder, auf das bisschen Land, was noch nicht kaputt ist. Aber wenn ich nur ein paar Schritte weg bin vom Haus, schnürt es mir die Kehle zu. Nichts ist mehr, wie es war.«

»Treff ihr eure Nachbarn?«

»Ach Gott, nein. Ich weiß noch nicht mal, ob sie noch da sind. Jeder hat seine eigenen Sorgen. Und wem soll man heute noch vertrauen? Keiner will sein Haus allein lassen. Einigen ist es passiert, dass die Paras schon drin saßen, als sie vom Markt gekommen sind. Sie vertreiben dich von deinem eigenen Boden, werfen dich aus deinem Haus ... packt eure Sachen, haut ab. Wir sind jetzt hier ... Oder man kommt vom Markt und findet eine rauchende Ruine. Ich denke oft, dass man uns nicht mehr haben will. Für sie ist es besser, wenn hier kein Christenmensch mehr lebt. Dann können sie mit dem gestohlenen Land tun, was sie wollen. So viel Coca anbauen, wie sie wollen. Oder Öl fördern. Ist doch egal. Die Cocasträucher der Mörder sind nicht besprüht worden. Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu.«

Santiago ist plötzlich wieder da. Wir haben ihn gar nicht mehr gesehen. Er war mit dem Kanu weggefahren. Jetzt will er sofort aufbrechen. Zum Abschied kommen die Töchter, Mädchen von zehn und dreizehn Jahren, immer noch scheu, ohne ein Wort geben sie uns artig die Hand. Javier gibt sich cool: »Wir bleiben hier, bis es wieder besser wird. Kommt wieder mal vorbei.«

Miriam umarmt uns, ich kann ihre knochigen Schultern spüren, ihre Hände um mich gelegt, sagt sie: »Gott beschütze euch, danke, dass ihr gekommen seid, denkt an uns, vergesst uns nicht.«

Sie schauen uns von der Uferböschung aus nach. Im goldenen Schein der Sonne, die sich zu neigen beginnt. Hinter ihnen der Wald und die gefährliche Einsamkeit.

Wir waren sträflich leichtsinnig. Niemand wusste, wo wir waren. Selbst wir nicht. Santiago selbst war mit einem Vertrauensvorschuss unsererseits ausgezeichnet worden. Dabei hätte er Mitglied irgendeiner Gruppe sein und uns in die Bredouille manövrieren können. Heute würde ich mich nicht mehr auf so etwas einlassen. Die reale Gefahr, in die wir uns begaben, haben wir zwar gefühlt, aber nicht respektiert. Wir wussten theoretisch, wie grausam und unberechenbar der kolumbianische Krieg ist, aber zwischen Wissen und Erfahren liegen Welten. Ohne weiteres denkbar, dass auf der Straße ein Pick-up mit Paramilitärs, den Schwarzhemden eben, aufgetaucht wäre, wo wir als die perfekten Entführungsoffer herumspazierten. Genauso gut hätte sich zu dem Zeitpunkt eine bewaffnete Gruppe aufmachen können, um Miriam und ihre Familie vom Hof zu vertreiben. Dann wären wir Zeugen der Verbrechen geworden, die an diesen Bauernfamilien verübt werden. Mir fallen dazu zwei Szenarien ein. Entweder wir wären, dank unserer weißen Haut und dank unserer Ignoranz, ein Grund für die Bewaffneten gewesen, ihre Aktion vorerst abzublasen – oder man hätte uns im Fluss versenkt. Mit aufgeschlitzten Bäuchen, damit die Leichen versinken, nicht zu weit treiben und die Fische sie schnell auffressen.

Erst im Nachhinein ist mir klar geworden, in welcher Welt wir Miriam und ihrer Familie begegnet sind. Das Bild der verlorenen, Gott aus den Händen gefallenen Menschen im Licht der untergehenden Sonne begann mich zu verfolgen. Wir lieferten unsere Vier-Minuten-Reportage in Zürich ab. Nachdem die Bilder den Filter der Redaktion passiert hatten, war nicht viel übriggeblieben. Eine Dutzendgeschichte, die vielleicht einigen Zuschauern ein »O weh, die armen Leute« entlockt hat. Wenn überhaupt.

Iris hat eine längere Doku zusammengeschnitten. Sie wurde über verschiedene Sender in ganz Lateinamerika gezeigt. Ebenso konnte sie ein Radiofeature zum Thema in Berlin platzieren. Passiert ist

nichts. Der Schweizerische Bundesrat hat deswegen nicht getagt, kein geläuterter Ölmanager hat uns benachrichtigt, dass er seinen Vorstand gebeten habe, den Anwohnern der Pipeline im Putumayo eine monatliche Apanage von 300 Dollar auszusetzen. Kein Saulus-Paulus-Paramilitär hat, aufgerüttelt durch unseren Beitrag, öffentlich erklärt, er werde in Zukunft jedes Verbrechen gegen die Menschlichkeit der Politiker und Militärs im Putumayo vor den interamerikanischen Menschenrechtsgerichtshof in Costa Rica bringen. Nichts dergleichen. Aber Iris und ich hatten eine Erfahrung gemacht, die uns nicht ruhen ließ.

Miriam und ihre Kinder waren Geburtshelfer der Cuisine sans frontières. Analysen der kolumbianischen Misere – samt Schuldzuweisungen – gibt es ohne Ende. Nur helfen sie nichts. Nach erlebtem Augenschein vor Ort kamen mir die Herzchen auf den Strümpfen der US-Botschafterin zynisch vor. Die ewigen platten Feststellungen von »Ich kann auch nichts dafür« bis zu »Was soll ich denn machen?« sind keine guten Ratgeber. Ich bin der Meinung, dass jede und jeder »etwas« tun kann. Wie der Beitrag zu einer besseren Welt aussehen kann, ist individuell verschieden und jedem selbst überlassen. Ich habe zwei Jahre nach dieser kolumbianischen Erfahrung die Cuisine gegründet.